



CZERNOWITZER GESCHICHTEN Über eine städtische Kultur in Mittel(Ost)-Europa

von Andrei Corbea-Hoisie (Iași)

Corbea-Hoisie, Andrei: Czernowitzer
Geschichten. Über eine städtische
Kultur in Mittel(Ost)-Europa. In: Li-
teratur und Leben. N.F. 63. Wien et
al: Böhlau 2003

Vorwort

Mit dem Gedanken, eines Tages eine »Kultur-Geschichte« der mitteleuropäischen Enklave um die Stadt Czernowitz in der Bukowina schreiben zu dürfen, habe ich mich lange getragen. In der deutschsprachigen Öffentlichkeit, die seit den 70er Jahren durch zwei Hauptvertreter der deutschen Nachkriegsdichtung, Paul Celan (»Es war eine Gegend, in der Menschen und Bücher lebten«) und Rose Ausländer (»eine buntschichtige Stadt, in der sich das germanische mit dem slawischen, lateinischen und jüdischen Kulturgut durchdrang«, aus deren »barocke[m] Sprachmilieu, aus dieser mythisch-mystischen Sphäre deutsche und jüdische Dichter und Schriftsteller hervorgingen«) für die vergessene östliche »Metropole« sensibilisiert war, entwickelte sich allmählich, indem man auf die Czernowitzer Herkunft anderer gewichtiger Namen aus Literatur und Wissenschaft, von Wilhelm Reich oder Erwin Chargaff bis Itzik Manger und Gregor von Rezzori, oder zeitgenössischer Schriftsteller wie Aharon Appelfeld oder Norman Manea, stieß, ein geradezu heftiges Interesse für die komplexen sozial-historischen Mechanismen, die eine im Vergleich zu anderen mitteleuropäischen Zentren außerordentliche kulturelle Produktivität anregten und nährten.

Fragwürdig und unbefriedigend erschien allerdings die Beschränkung vieler Deutungsversuche dieses Phänomens, sei es auf dessen Behandlung in einem vom historischen Zusammenhang weitgehend abstrahierenden Rahmen einer Dynamik ausschließlich literarischer Werte, sei es auf seine national(istisch)e Einbettung, indem jene Problematik hauptsächlich als Ausdruck des Kontaktes und Konfliktes zwischen nationalen Kulturen diskutiert wurde, wobei man der »deutschen Kultur« im Geiste des dem »Deutschtum im Ausland« gewidmeten Diskurses mehr oder weniger automatisch einen privilegierten Platz einräumte. Demgegenüber musste dem aufmerksamen Betrachter doch sehr früh deutlich werden, dass die Emblemata, die die »Eigenartigkeit« dieser Stadt prägten, sich gleichsam in ein synchronisch-diachrones »Modell« der kulturellen Identität Mitteleuropas in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einfügen. Die Entstehung dieser Insel der Differenz, die die Stadtkultur von Czernowitz in einem noch von einer bislang homogenen archaischen Ordnung beherrschten Gebiet bildete, ging also mit dem Prozess sozio-kultureller Modernisierung in einem von Unterentwicklung gezeichneten Raum einher, wo soziale, ethnische, sprachliche, religiöse, territoriale Gegensätze unvermittelt aufeinanderprallten. Indem die Stadt nun ihr ländliches, konservatives und sozial festgefügtetes Hinterland durch ihre ungewöhnliche Integrationsfähigkeit exemplarisch herausforderte, sollte die Czernowitzer »Welt« gleichzeitig den allmählichen Aufbau eines bürgerlichen kommunikativen Systems mit allen seinen für die Moderne charakteristischen Kanälen und Verzweigungen, sowie dessen Strukturwandel, gerade angesichts ihres aus dem Widerstand und der Reaktion der »autochthonen« traditionellen Kultur hervorgegangenen Gegenbildes, illustrieren.

Bei dem einleitenden Vorhaben, die Komponenten, die Schichten und die »Stimmen« dieses lebensvollen »Polylogs« zu beschreiben und zu definieren, waren erkenntnistheoretische Fragestellungen bzw. Arbeitshypothesen unausweichlich. Entsprechend meiner Grundannahme, die ich nach wie vor für richtig halte, dass nämlich das Konzept »Mitteleuropa« eher sozial als geografisch festzumachen sei, versuchte ich, die Legitimation für die zeitlich-räumliche Gestaltung einer »Geschichte« durch die Identifizierung eines »Wahrheitskriteriums« im Bereich der quantifizierbaren historischen Sozialforschung zu finden. Dies bedingte die Sammlung und Berücksichtigung von Materialien verschiedenster Natur, in der Hoffnung einer sich herausbildenden präziseren Einsicht in überindividuelle strukturelle Kategorien (»Verhältnisse« und »Zustände«, in der Terminologie von Jürgen Kocka), deren Untersuchung in ihrer prozessuellen Dimension Hauptgegenstand der wissenschaftlichen Erfassung werden sollte. Die sofort sich einstellenden methodischen Probleme berührten fast alle bekannten, in der theoretischen Diskussion als Schwächen der Sozialgeschichte beurteilten Aspekte – von der Beliebigkeit in der Auswahl und Montage der »relevanten« Fakten, inklusive in der Fokussierung auf ein Objekt »Czernowitz«, das sich zum »Zentrum« einer separaten »Geschichte« konstruieren ließe, bis hin zur methodologischen Auswertung der sich am wenigsten einer strukturellen Einordnung fügenden Ereignisse, Brüche und Diskontinuitäten.

Die bei Weitem nicht ausgefüllten Lücken in der Quellenbearbeitung, übrigens wegen der staatlich und lange auch ideologisch kontrollierten Archive bis heute ein unabwendbarer Umstand, verschmälerten jedoch die »technische« Basis einer rigoros analytisch – »argumentativen« Verfahrensweise. Die z.T. kompensatorische Anwendung der historischen Hermeneutik setzte das kategoriale Prinzip der Narrativität voraus, wodurch die erzählbar-sinnfällige Faktologie im methodischen Vorgang zwangsläufig einen gewissen Vorsprung gegenüber der rationalen »Wissenschaftlichkeit« gewann. Bei dieser scheinbaren Alternative angeht, stellten sich grundsätzliche Bedenken hinsichtlich der Realisierbarkeit einer in den bisher erwogenen Koordinaten geplanten »Geschichte« ein. Das praktische Dilemma wurde in gewisser Weise schon von jenen postmodernen Theorien bestätigt, die die völlige Unmöglichkeit historischer Erkennbarkeit behaupten. Die Stiftung der »Wahrheit« gilt hier lediglich als poetisch-rhetorische Funktion innertextueller Konfigurationen, indem die Denotation, die sich im empirisch-traditionellen Diskurs der Erkenntnis auf eine »externe« Referenz bezieht, schlicht zu einem mit eigenen Regeln versehenen *jeu de langage* unter anderen erklärt wurde. Demzufolge stehe gerade die Kohärenz desjenigen »Zeitzusammenhangs, der die Geschäfte der Vergangenheit zu einer Geschichte zusammenfügt« (Jörn Rüsen) in Frage, so dass für einen Jean-François Lyotard die Delegitimierung der unglaubwürdig gewordenen *grands récits* der Weltgeschichte zu Gunsten der metaphysisch geprägten *petits récits* sich wegen der epochenbedingten Auflösung des sozialen Subjekts und damit auch des von ihm autoritär geführten Metadiskurses der Wissenschaft als unvermeidlich zeigte. Die Vervielfältigung der heute anerkannten Sprachen und Kodes der kommunikativen Interaktion rechtfertigte den Verzicht auf die nomologische Begründung einer spekulativ-systematischen »Geschichte«, wobei die »paralogische« Öffnung der Systematik den subjektiven und *ex post* erfolgten Übergang des »sinnlosen« Geschehens in die »sinngewaltige« »Geschichte« (Theodor Lessing) zum reflexiv konstituierenden Ensemble von sich ergänzenden, aber gleichzeitig sich widersprechend-konkurrierenden, von alternativen Perspektiven verfassten »Spezialgeschichten« erklärt.

Reinhart Kosellecks Rekonstruktion des begrifflichen Komplexes »Geschichte« erwies, dass das Wort selbst ein »Kollektivsingular« ist, in dem im Dienste der idealistischen Vision eines vernünftigen Ablaufs des menschlichen Geschehens die traditionelle Vielzahl exemplarischer Historien (*res gestae, pragmata, vitae*) mit ihren formalisierten Zeitstrukturen einerseits und die vermeintlich von Gott inspirierte *historia ipsa* andererseits vermengt wurden; noch im Banne des Historismus wusste Ranke zwischen den von ihm erzählten »Geschichten« und der einmaligen Epik einer transzendentalen »Geschichte« zu unterscheiden.

Obwohl ich mich mit den radikalsten Positionen der postmodernen Lehre nicht identifizieren konnte, denn der völlige Ausschluss des methodisch fundierten Strebens zum synthetischen »Ganzen« bleibt in der Geschichtsschreibung schwer vorstellbar, neigte ich letzten Endes dennoch dazu, mich den Verfechtern eines dynamischen Fragmentarismus – als Extensibilität/Kontraktibilität des Fragments zum »Werk« und umgekehrt – anzuschließen. Die Debatte um die sog. »*histoire pointilliste*«, in der der Vorrang des Narrativen als Grundlage historischer Aussagen nochmals betont wurde, hat eine ganze Reihe von Argumenten für die »mikro-historischen« Erkundungen autonomer »Handlungseinheiten«, die gleichzeitig »der Makroebene zuzurechnen sind« (Winfried Schulze), ergeben, unter denen der erhoffte Gewinn im Bereich der für die Faktendarstellung und -interpretation äußerst wichtigen »lebenswirklichen Logik« (die Jürgen Habermas von der »systematischen« unterschied) mich am meisten ansprach. In jenem Augenblick der Abwägung fiel mir die Entscheidung leicht, dem Projekt einer »Geschichte« von Czernowitz und seiner Kultur die Schilderung einer losen Kette von Czernowitzer »Geschichten« vorzuziehen.

* * *

Nicht zufällig spielt die dadurch gewählte Strategie, ein »Ganzes« über seine »Teile« zu eruieren, auf ein literarisches – wenn auch auf den ersten Blick skurriles – Ebenbild an. Gregor von Rezzoris auktorialer Ich-Erzähler der *Maghrebinischen Geschichten*, die der seit dem Zweiten Weltkrieg untergegangenen und zur tragischen Erinnerung gewordenen Czernowitzer städtischen Kultur auf ihre Weise ein Denkmal setzten, weiß von Anfang an jene »maghrebinischen Erzähler« zu würdigen, die

an allen Straßenecken, soviel es deren in allen Städten und über alle Landschaft Maghrebinien geben mag, [sitzen] und [...] Geschichten [erzählen]: zur weisen Belehrung derer, die da Ohren haben, zu hören, und zur Erquickung und Lust des eigenen Gemüts.

Es ist ihm wohl bewusst, dass sein eitles Vorhaben, ein »Ganzes« darstellen zu wollen, ganz unmittelbar von deren Werk abhängig ist – denn

recht eigentlich besteht das große und ruhmreiche Land Maghrebien nur aus Geschichten, es ist vom einen bis zum andern Ende daraus gemacht.

Ihr zwischen den *res factae* und *res fictae* angesiedeltes »Objekt« kann außerhalb der sprachlichen »Materie«, die ihm Konsistenz gibt, nicht denkbar sein, während die angeblich fest strukturierte, mit *incipit* und »Ende« versehene »Geschichte« sich als eine flexible Summe unzähliger »Geschichten« offenbart.

Rezzoris durchaus subtil und nuancenreich getriebenes Spiel mit den Konzepten der Narrativik, dem ich im Folgenden ein ganzes Kapitel widmen werde, bezog sich seinerseits auf eine eigenartige und auch publikationsmäßig »institutionalisierte« Czernowitzer Tradition des Geschichten-Erzählens: »Und wollte einer eine Geschichte nach Maghrebien bringen, so hieße das, er versuchte, Eulen nach Athen zu tragen usw.« Unsichtbare Fäden verbanden die Rezzorischen »Geschichten« mit Heinrich Naders *Launigen Skizzen* (1886) und Czernowitzer *Silhouetten* (1907), mit Julius Webers *Czernowitzer Portraits* (1907) oder mit Franz Porubskys in den Bänden *Heiteres und Ernstes aus der Bukowina* (1904), *Rund um den Rathausturm und den Pruth* (1907) und *Czernowitzer Skizzen* (1910) gesammelten kleinen Prosastücken, die von einer regen und für eine relativ junge urbane Gemeinschaft typischen Produktion lokaler Mythologeme im Dienste einer schwierigen Selbstlegitimierung zeugten. Die »bürgerliche« Folklore in Czernowitz entwickelte sich gleichsam als ein aus einem veränderten Muster der subjektiven Wirklichkeitserfahrung hervorgegangenes Pendant zu dem alten volkstümlichen, einschließlich narrativen Gut der umliegenden bäuerlichen Kulturen, indem sich regional überlieferte Grundstrukturen des Erzählens mit literarischen Modellen des modernen Feuilletonismus (unter anderen Karl Emil Franzos' viel gelesenen *Kulturbildern*) vermischten, um damit eine nicht-»auratische«, d.h. heiter-melancholische Art von »Geschichten« hervorzubringen, in deren moralisierender Grotteske die tiefe Unruhe und die inneren Widersprüche der »halbasiatischen« Gesellschaft am deutlichsten zum Vorschein kommen. Sie zählen weniger als historische Quellen, sondern v.a. als Dokumente einer *forma mentis*, eines spezifischen Modus des Sich-Aussprechens. Keine Kultur-»Geschichte« der mitteleuropäischen Enklave um Czernowitz darf an ihrer sinnstiftenden Wirkung vorbeigehen.

* * *

Ich finde etwas – wie die Sprache – Immaterielles, aber Irdisches, Terrestrisches, etwas Kreisförmiges, über die beiden Pole in sich selbst Zurückkehrendes...

Der vornehmen Versammlung, die am 22. Oktober 1960 der Verleihung Paul Celans mit dem Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt beiwohnte, teilte der Dichter mit, dieses Etwas am Ende des zur Poesie leitenden »unmöglichen Weges« – eines »Weges des Unmöglichen« – entdeckt zu haben, den er in seiner gleichzeitig rätselhaften und von einem gewissen Pathos getragenen Rede zu rekapitulieren versuchte. Das »Verbindende« des eigenen Schicksals, das »wie das Gedicht« zur glücklichen »Begegnung« mit dem Anderen führe, diese imaginierte Linie, die die irdischen, aber auch »heitererweise« die poetischen »Tropen« durchkreuzt, sei – stellte Celan fest – ein »Meridian«.

Der »Meridian« wurde ein einziges Mal im Verlauf des scheinbar zögernden, jedoch mit spielerischer Genauigkeit durch die Labyrinth der Intertextualität gelenkten Diskurses erwähnt. Das Schlüsselwort, das zum Titel der Celanschen »Poetik« *in nuce* werden sollte, dürfte doch mehr als eine einfache geografische Metapher bedeuten. Darunter verstand der Dichter v.a. ein symmetrisches, im doppelten Zeichen der Vernunft und der Fantasie wechselseitig bedingtes Verhältnis zwischen zwei oder mehreren Punkten auf einer Fläche, aber auch im allgemeineren Sinne zwischen zwei oder mehreren Objekten bzw. Mengen – ein Verhältnis, wodurch sich das Eine und das Vielfache, das Abstrakte und das Konkrete, der Raum und die Zeit verbinden. Es liegt nahe, auf welche Weise dieser »Meridian« sich in Celans Vision mit dem zwischen der Wirklichkeit und ihren verschiedenen »Interpretanten« verknüpfenden »Dialog« deckt: Er vermittelt in dem Prozess des Verstehens zwischen Beständigkeit und Variation, indem er das alleinige, sich »totalitär« verhaltende Signifikat, sowie die im Kode versteinerte symbolische Ordnung durch die »signifikante« Bewegung des ständigen und innovativen »Übersetzens« – der »Freisetzung« – relativiert. Darum sichert er die Dynamik in der Beziehung des Gedichtes zu dem von ihm gespeicherten Gedächtnis, das unstete Hin-und-Her zwischen »Schon-nicht-Mehr« und »Immer-Noch« sowie vom *ego* zum *alter* und zurück zum *alter ego*. Im *circulus meridianus* bestehen an einem und demselben

Zeitpunkt verschiedene *loci*; sie zu bestimmen heißt »Toposforschung« – für Celan wesentlich mit der fieberhaften Suche nach einer sich durch die traumatische Geschichte schlep-
penden Identität, die trotz aller Umwege über die bereichernde Alterität immer zu sich
selbst zurückzukommen hofft: »eine Art Heimkehr«. Das Versprechen, den festen Bezug des
»karpatisch Fixierten«, wie Celan es einmal nannte, bewahrt zu haben, bleibt jedoch »uto-
pisch« – »im Lichte der Utopie«, des *outopos* oder eines »Nirgendwo«, das »mit wohl sehr
ungenauem, weil unruhigem Finger auf der Landkarte« gesucht wird, um doch nur vermutet
zu bleiben und nie wirklich wiedergefunden zu werden.

Denen, die die Celan'sche Lyrik als eine aus dem »Nichts« entstandene betrachteten, er-
widerte der Dichter jedoch, indem er »den Ort meiner eigenen Herkunft« als Quelle und
ebenso als Schlüssel seiner Poesie heraufbeschwor: »Denn ich bin ja wieder da, wo ich be-
gonnen habe«. Was und wieviel schuldet nun das Werk eines der wichtigsten Lyriker deut-
scher Sprache der vom Holocaust und Krieg betroffenen Czernowitzer »Welt«, in der der jun-
ge Paul Antschel, Sohn jüdischer Eltern und Zögling rumänischer Gymnasien, aufgewachsen
war, wo er seine ersten Gedichte schrieb, um sich »Wirklichkeit zu entwerfen«, und wo er
dem Tod in nächster Nähe begegnete? Denn – um es wiederum mit Celans eigenen Worten
zu unterstreichen –

das Gedicht ist nicht zeitlos. Gewiß, es erhebt einen Unendlichkeitsanspruch, es
sucht, durch die Zeit hindurchzugreifen – durch sie hindurch, nicht über sie hinweg.

Wie kann dann der »geometrische Ort« zwischen Erinnerung, Sprache und poetischem
»Stoff« als ordnendes Prinzip einer zur dichterischen »Spur« gewordenen menschlichen Er-
fahrung wie jener, die Celan mit umsichtiger Verzweiflung bewahren wollte, bestimmt wer-
den?

Die »archäologische« Erforschung der Czernowitzer Kultur würde eine unvermeidlich
fragmentarische und unvollständige Antwort auf Fragen dieser Art liefern. So habe ich mich
schrittweise, wenn auch ohne einen restlos vorgefassten Plan, mit diesem Themenkomplex
vertraut gemacht, nämlich auch ohne die Illusion, exhaustiv alle damit verbundenen Aspekte
und Probleme oder die zahlreichen, in den Bibliotheken und Archiven erhaltenen Zeugnisse
ausschöpfen zu können. Statt dessen griff ich auf manche aus unserer Sicht durchaus rele-
vante Fakten und Elemente zurück, um sie aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten
und aufzuklären. Bei allen Freunden und Kollegen, die dieses langwierige Vorhaben unter-
stützt haben, möchte ich mich dafür herzlich bedanken. Für die sorgfältige Lektüre dieses
Manuskripts bin ich meinen Mitarbeitern Dr. Sieglinde Domurath und Dr. Martin Hainz be-
sonders dankbar. Die Entstehung des vorliegenden Buches ist nicht zuletzt dank der Hilfe
und dem großzügigen Verständnis meiner Gattin möglich gewesen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Czernowitz: der imaginierte »Westen im Osten«	13
Ein »österreichisches Jerusalem«	29
Überlegungen zur deutschsprachigen Kultur der Bukowiner Juden Bürger Franzos	43
Glossen zu einem Manuskript aus dem Jahre 1868 Karl Emil Franzos und Mihai Eminescu	89
Eine »aus der Ferne« geführte Polemik und ihre Lehren Das Bild vom Anderen	103
Nicolae Iorga auf der Reise nach Czernowitz Eine provinzielle »Provinzkritik«	117
Pawlitschek, Pekelmann, Kaindl & Co. Zum Entstehen und Bestehen einer österreichischen ostprovinziellen Literatur vor 1918	131

Der Nerv Der Kon-Text und die Folgen	149
Celan, der Emigrant	185
Paul Celan und die rumänische Sprache Eine Bilanz	199
Gedächtnisort »Maghrebini« Eine Lesehypothese	221
Desaster, Widerstand und »jüdische Transzendenz« Zum bisherigen Werk von Norman Manea	231
Statt eines Nachwortes: Czernowitz, <i>mon amour</i>	241
Textnachweis	247



O. Univ. Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoisie, geb. 1951, Dr. phil. der Bukarester Univ., ehemaliger Alexander von Humboldt-Stipendiat an der Univ. Konstanz, ord. Professor für Germanistik an der Alexandru-Ioan-Cuza-Univ. Iași (Rumänien) seit 1995. Autor zahlreicher Arbeiten im Bereich der deutschen Literatur des 19. und des 20. Jahrhunderts, der Literaturtheorie, der Ästhetik, der vergleichenden Literatur- und Kulturgeschichte.